

Willi Lewinsohn (1886-1941/42?)

Gedenken an einen jüdischen Altphilologen am Berlinischen Gymnasium zum Grauen Kloster – Teil II

Fortsetzung von FC 3/2012, S. 179-191

Stolperstein und Archivrecherche

Archivrecherchen zur Vorbereitung der Stolpersteindaten führten zu neuen Erkenntnissen, die die im Schularchiv verwahrten Dokumente ergänzen. Unbekannt war im Umfeld des Grauen Klosters und der Nachkommen z. B., dass Lewinsohn nach seiner Zwangspensionierung an seiner Bildungsarbeit als Pädagoge festgehalten hat. Er unterrichtete ab Herbst 1936 an der HOLDHEIM-Schule der Jüdischen Reformgemeinde, deren Gemeindealltag VICTOR KLEMPERER als Sohn eines Reformrabbiners so eindrucksvoll beschrieben hat. Die Holdheim-Schule war ein Reform-Realgymnasium, aber in der Zeit der Auswanderung, in der praktische Kenntnisse im Vordergrund standen, war jedwede höhere Schulbildung für jüdische Kinder auch innerhalb der jüdischen Gemeinde umstritten. Bei der Suche nach nun hochbetagten Schülern des Grauen Klosters und der Holdheim-Schule gelang es mir, auch durch die Unterstützung von INGRID SCHULZ, Kontakt mit Dr. FRITZ GLUCKSTEIN aufzunehmen. Er schrieb mir, Dr. Lewinsohns Spitzname an der Holdheim-Schule sei „Punio“ gewesen, da er oft bei Schülerstreichen *punio* gerufen habe. Am Grauen Kloster war der Spitzname „der nackte Willi“; er hatte nur wenige Haare und einen hohen Haaransatz. Seine Schüler beschreiben ihn als sportlich, er ruderte und lief Schlittschuh. So entspricht er nicht dem Klischeebild eines unsportlichen Stubenhockers, wie es die „Feuerzangenbowle“ von Altphilologen oder „Paukern“ zeichnete. Noch als 50-Jähriger turnte er bei der Aufnahmeprüfung an der Holdheim-Schule Übungen vor, die die Prüflinge zu wiederholen hatten, so Dr. Gluckstein, der sich an ihn auch beim Eislauf erinnert. Dr. Gluckstein sandte mir dann seine Lebenserinnerungen, die er in dem aufschlussreichen Buch „Geltungsjude“ festgehalten hat. Dort gedenkt er seiner Lehrer als „*everday heroes*“ (aber nicht explizit W. Lewinsohns), die sich bemüht hätten, den jüdischen Heranwach-

senden unter schwierigsten Umständen Bildung zu ermöglichen. Er beschreibt die Schule als einen Schutzraum, in dem jüdische Kinder und Jugendliche die Schwierigkeiten wenigstens stundenweise vergessen konnten. Allerdings seien die „*Jewish high schools, in essence, German schools*“ gewesen, „*discipline and, to a large extent, the curriculum remained unchanged*“, also Goethelektüre bis Staufergeschichte.¹

Solche Details, welche die Persönlichkeit und den Charakter widerspiegeln, können Archivunterlagen, die oft Ergebnisse von Verwaltungsvorgängen sind, nicht vermitteln. Die Archivalien müssen mühsam kontextualisiert und zum Sprechen gebracht werden.

Viele Archive, die sich der Bildungsarbeit annehmen, bieten Hilfe für die Archivarbeit mit Schülern an, die dennoch intensiver Vorbereitung bedarf. Das Brandenburgische Landeshauptarchiv ist hier positiv hervorzuheben. Die Archivarin Dr. MONIKA NAKATH hat z. B. ein gut strukturiertes Lehr-Heft verfasst, das die in Frage kommenden Unterlagen aus dem Bestand und auch die in ihrer Kargheit besonders erschütternden Listen, die die zur Deportation bestimmten Menschen von ihrem Besitz und Hausstand für die Finanzverwaltung anzufertigen hatten, erläutert.² Für die Familie Lewinsohn sind solche Listen nicht überliefert. Mit dem *International Tracing Service* in Bad Arolsen, der sich nach seiner Sucharbeit für die Überlebenden und ihre Nachkommen nun für die historische Forschung und Bildungsarbeit weit geöffnet hat, steht eine wichtige Institution an der Seite derer, die Biographien für Stolpersteinprojekte recherchieren möchten. Ohne dort verwahrte Unterlagen wäre unbekannt geblieben, dass auch HELMUT-WOLFGANG LEWINSOHN inhaftiert worden ist; er wurde in Weimar aufgegriffen und in das KZ Buchenwald eingeliefert – der Grund: „Reisen ohne Paß“.⁴ Ob er, wie sein Bruder, fliehen wollte, ist unklar. Zeitzeugenaussagen fehlen. Da Zeitzeugen bald nicht mehr

persönlich vor Klassen von ihren Erfahrungen werden berichten können, wird in Zukunft die Arbeit mit archivalischen Dokumenten zwangsläufig zunehmen.

Die Beteiligung von Schülern an der Vorbereitung der Stolpersteintexte wünschen sich der Künstler und die regionalen Initiativgruppen. In einer Obertertia des Evangelischen Gymnasium zum Grauen Kloster wurde zur Vorbereitung u. a. ein Projekttag zur Geschichte der deutschen Juden ab 1933 durchgeführt, der im regulären Unterricht von dem Referendar JOHANNES STEINBRÜCK vor- und nachbereitet wurde. Am 28. April lasen Schülerinnen aus Texten von Ghettoüberlebenden, die im sog. 5. Berliner Osttransport, wie Familie Lewinsohn, am 14.11.1941 nach Minsk deportiert worden waren. Diese Berichte veranschaulichen die unmenschlichen Verhältnisse im Ghetto Minsk, die den qualvollen Tod an Unterernährung und Kälte im Winter 1941/42 bedeuteten. Für eigene Archivrecherchen sind

Obertertianer noch wenig geeignet; sie konnten aber mit (von mir recherchierten und transkribierten) Dokumenten unter Anleitung ihres Lehrers umgehen, der diese zudem pädagogisch aufbereitet hatte. Generell scheint eine gezielte vorbereitende Zusammenarbeit des Geschichtslehrers mit dem zuständigen Schul- oder Stadtarchiv unerlässlich zu sein.

Der Pädagoge Lewinsohn und die Holdheim-Schule der Reformgemeinde

Da Dr. Lewinsohn als Studienrat i. R. nach seiner Zwangspensionierung seine pädagogische Arbeit in einer „höheren Schule“ der jüdischen Reformgemeinde fortgesetzt hat, soll auch dieser Teil seiner Biographie thematisiert werden.

Die überregionale „Jüdische Schulzeitung“ berichtete über eine Berliner Gymnasialgründung 1936, die ein „erfreuliches Zeichen für die ungebrochene Lebenskraft“ der Gemeinde sei. „Denkt man an die Schulpolitik, die in verflo-



*Dr. Willi Lewinsohn mit der Klasse IV M im Sommer 1920
(Sammlungen des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster, Fotoarchiv)*

senen Zeitläuften gerade die Berliner jüdische Gemeinde getrieben hat, so wird einem so recht der tiefe Wandel bewußt, der sich unter dem Druck der Verhältnisse innerhalb der Judenheit vollzogen hat. Während früher die [Berliner; S.K.] Gemeinde keine einzige Volksschule besaß und infolgedessen alle jüdischen Kinder die allgemeinen Schulen besuchten, gibt es heute deren mehrere“! Die Gymnasialgründung sei zu begrüßen, weil so „das allgemeine Bildungsniveau innerhalb der heranwachsenden jüdischen Jugend erhalten“ und „weil jüdische Lehrkräfte wieder an einer Stelle wirken können, für die sie beruflich vorgebildet sind“. Neben dem Gymnasiallehrplan mußten die Aufgaben berücksichtigt werden, die „unsere Zeit an jede jüdische Bildungs- und Erziehungsstätte stellt: die Erfüllung der Jugend mit allem, was sie als jüdische Jugend stark macht, sowie die Vorbereitung auf die Zukunft in der Ferne, auf einen Lebenskampf, der hart, aber hoffentlich dennoch beglückend sein wird.“⁴⁵

Lewinsohn war ab 1936 Lehrer an einer Privatschule des Bildungsvereins der Jüdischen Reformgemeinde, die die religiös-liberalen Kräfte vereinte, aber zugleich sich der deutschen Umgebung angepasst hatte, u. a. mit einer Orgel, dem Gottesdienst am Sonntag und der Aufhebung der getrennten Plätze für Männer und Frauen. Mitgliederlisten der Reformgemeinde in Berlin sind aus dieser Zeit nicht überliefert. Aber sowohl seine Lehrertätigkeit am Grauen Kloster, die den Unterricht am Sabbat einschloss, als auch die Arbeit am jüdischen Gymnasium der Reformgemeinde sprechen dafür. Seine Frau GRETE war die Tochter eines liberalen Rabbiners, und ihr Bruder wirkte als Reformrabbiner in Aachen und nach seiner Flucht in den USA. Lewinsohn gehörte, wie auch der obige Brief an den Neffen aus dem Jahr 1918 belegt, zu der Generation von deutschen Juden, die sich als Deutsche fühlten, an ihrer Religion festhielten und sie in liberaler Weise praktizierten. Dieses Phänomen muss im Kontext der parallel zur Assimilation stattfindenden jüdischen Renaissance um 1900 gesehen werden. Das Studium des frisch promovierten Lewinsohn an der „Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums“ verdeutlicht seine Zugehörigkeit zu diesen religiös-liberalen und religiös-interessierten.

Das „Realgymnasium“ der jüdischen Reformgemeinde zu Berlin wurde als Reaktion auf die Schwierigkeiten jüdischer Kinder in den staatlichen Schulen eingerichtet; die Gemeinde finanzierte diese Privatschule, das Schulgeld war gering. Im Kontext der nationalsozialistischen Judenverfolgung war das Reformjudentum innerhalb des deutschen Judentums sehr umstritten, man warf den Reformjuden vor, die Religion der Väter zu sehr verwässert und sich – umsonst – der deutschen Gesellschaft angepasst zu haben. Reformjuden saßen ab 1933 bildlich gesprochen „zwischen allen Stühlen“.

Vor diesem Hintergrund sind die Schulbemühungen der Reformgemeinde zu verstehen: zuerst die Volksschule, die JOSEPH-LEHMANN-Schule, und darauf aufbauend ab 1936 der Unterricht für Schüler in höheren Klassenstufen (in der Joachimsthaler Straße 13). Später wurde die „Jüdische Privatschule des Bildungsvereins“ eingerichtet, die den Namen eines Berliner Reformrabbiners des 19. Jahrhunderts, SAMUEL HOLDHEIM, erhielt. Diese Holdheim-Schule nach dem Lehrplan des „Reform-Realgymnasiums“⁴⁶ war ab 1937 in der Nürnberger Straße 66 unweit des Wittenbergplatzes untergebracht; daran erinnert dort heute nichts. Bei der Einweihung der Holdheim-Schule dort am 17.10.1937 betonte der Vorsitzende des Bildungsvereins: „Gerade aber weil wir hier eine religiöse Minderheit sind, passen für uns Erwachsene viele der Einrichtungen nicht völlig, die die Majorität unserer Glaubensbrüder in Berlin für nötig hält. Gerade darum müssen wir auch darauf bedacht sein, für unsere Kinder Schulen zu haben, in denen unsere religiöse Richtung ungehindert die genügende Betonung findet“, denn man brauche auch „in Zukunft befähigte Persönlichkeiten“⁴⁷. Ob eine höhere Schulbildung für ihre jüdischen Kinder noch sinnvoll sei, fragten sich viele Eltern. Sie wollten ihre Kinder ins Ausland schicken, und nicht nur in Palästina waren junge Leute mit einer praktischen Berufsausbildung gefragt. Viele Gemeindemitglieder hielten aber an den europäischen (und deutschen) Bildungstraditionen fest. Die Lehrer einer solchen Privatschule, die sich der geistigen, körperlichen und religiösen Erziehung widmen sollte, teilten die Ziele der Reform oder waren Gemeindemitglieder. Für den Direktor der

Holdheim-Schule lässt sich das nachweisen; sein Sohn PETER OFNER wird unter den Jungen und Mädchen genannt, deren „Einsegnungs-Gottesdienst“ am 17. April 1938 durch den Rabbiner gehalten wurde.⁸

Im 1. Jahresbericht stellt der Direktor OFNER sich selbst und Dr. Lewinsohn vor. Er war Berliner (*1885) und hatte in Charlottenburg seine Reifeprüfung abgelegt. Er wurde 1915 als „ungedienter Landsturmmann“ eingezogen und war ab Januar 1916 an der Westfront. Im Mai 1918 erhielt er die Beförderung zum Leutnant der Reserve und das Eiserne Kreuz II. Klasse; nach dem Krieg war er als Studienrat am Königsstädtischen Gymnasium tätig. Er lehrte dort bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand.⁹ Anderthalb Jahre nach seinem Jahresbericht wurde er in der „Reichskristallnacht“ von der Gestapo in das KZ Sachsenhausen gebracht, danach forcierte er, zuerst für seinen Sohn und dann für sich und seine Frau, die Auswanderung. Alle drei überlebten.¹⁰

Was Ofner über den Kollegen 1937 mitteilte, sei hier – trotz der Datierungsfehler – *in toto* wiedergegeben, da es verdeutlicht, was der Direktor für relevant erachtete und was nicht (z. B. Herkunft, Ehe, Kinder). Ofner schrieb:

„Studienrat i. R. Dr. Willi Lewinsohn wurde am 30.8. 1886 zu Thorn geboren und bestand Ostern 1907 am dortigen Kgl. Gymnasium die Reifeprüfung. Er studierte an den Universitäten zu Berlin, München und Freiburg i. Br. Er diente als Einjährig Freiwilliger 1907/08 in Thorn, promovierte in Berlin mit einer Dissertation über: ‚Gegensatz und Verneinung. Studien zu Plato und Aristoteles‘, und bestand die Staatsprüfung für das Lehramt an höheren Schulen im Jahre 1911 für die Fächer Französisch (Erweiterungsprüfung: 1915), Philosophische Propädeutik, Latein und Griechisch, sämtlich für die Oberstufe. Nach Ableistung des Seminarjahrs in Cottbus und des Probejahrs am Köllnischen Gymnasium zu Berlin erhielt er das Zeugnis der Anstellungsfähigkeit. 1912-1914 ergänzte er seine Kenntnisse in der Religion und in der Geschichte des Judentums als Hörer an der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums in Berlin. Dr. Lewinsohn betätigte sich stets sportlich und pflegte seine Ausbildung im Turnen, Rudern und in der Jugendpflege.

August 1914 kam er aus seiner Tätigkeit als wissenschaftlicher Hilfslehrer am Gymnasium in Freienwalde ins Feld und blieb an der West- und Südostfront bis Ende November 1918. Während der Sommeschlacht wurde er Vizefeldwebel und Offiziersaspirant. Er erhielt das E. K. II. Kl. Noch während seines Aufenthaltes an der Mazedonischen Front (1918) wurde er zum Studienrat am Berlinischen Gymnasium zum Grauen Kloster gewählt. Bis Oktober 1936 war er an dieser Schule tätig und wurde zum 1.1.1937 in den Ruhestand versetzt. Seit Oktober 1936 ist er an unserer Schule tätig und gibt den Unterricht im Französischen und Deutschen.“

Die Vielzahl der Datierungsfehler (z. B. Abitur, Ruhestand) verwundert. Laut Direktor Ofner orientierte sich der Lehrplan seiner Schule am Reform-Realgymnasium, d. h. „es werden neben starker Betonung der Naturwissenschaften folgende Sprachen unterrichtet: Ab Sexta Französisch, ab Unter-Tertia Englisch und ab Unter-Sekunda Lateinisch“. Ab Ostern 1937 wurde schon in der neuen Sexta mit Englisch begonnen. Immerhin ab Untersekunda wurde an diesem speziellen „Realgymnasium“ also Latein nahegebracht. Die Eltern scheinen auf dem Englischunterricht ab Sexta mit Blick auf die Auswanderung bestanden zu haben. Hebräisch wurde nicht unterrichtet; als Reformjuden orientierten sich die Eltern und die Lehrer nicht wie die Zionisten nach Erez Israel, sondern ins europäische oder englischsprachige Ausland. Auch Lewinsohn setzte bei seinen Söhnen diese Prioritäten. Ofner gibt weiter an: „Besonderer Wert wird auf die körperliche Ertüchtigung der Kinder gelegt. Neben dem planmäßigen Turnunterricht soll einmal wöchentlich Turnspielen stattfinden. Im Winter trat als Ersatz dafür der Eislauf, an dem alle Schüler teilnahmen. Bei den monatlichen Wandertagen erholten sich die Kinder in frischer Luft bei Spaziergängen im Grunewald oder wiederum beim Eislauf.“

Begonnen hatte Direktor Ofner den Bericht mit dem Hinweis: „Ueber die grundsätzliche Frage, ob es für die jüdische Jugend überhaupt ratsam ist, eine höhere Schulbildung anzustreben, hat Herr Studienrat i. R. Dr. Lewinsohn in dieser Zeitschrift von einiger Zeit einen Aufsatz veröffentlicht, der

die wesentlichen Gedanken enthielt“ [siehe unten]. Momentan, so Ofner, werde die höhere Schulbildung zu gering geschätzt, „während es früher die jüdischen Eltern für selbstverständlich hielten, daß jedes ihrer Kinder, auch das dümmste und unbegabteste, die höhere Schule besuchen mußte“. Es gelte zu bedenken, dass „die Gaben der Natur nicht so verteilt [sind], daß alle Menschen sich zu handwerklichen Berufen eignen“. Man beabsichtige, so Ofner, eine Schule „ohne pädagogische Experimente und ohne viel Vorschußversprechungen zu machen, jüdischen Kindern ein gründliches und fest sitzendes Wissen zu vermitteln, sie in schärfster Disziplin, aber mit väterlicher Liebe zu aufrechten, stolzen, aber nicht überheblichen jüdischen Menschen zu erziehen. Sie sollen in dem religiös liberalen Sinne unterrichtet werden, der eine Vertiefung des religiösen Gefühls bedeutet und auch die wieder ganz fest ans Judentum kettet, die ihm aus Unkenntnis entfremdet waren.“¹¹ Unter diesen Prämissen arbeitete Dr. Lewinsohn ab 1936 als Pädagoge und Philologe. Wie lange die Holdheim-Schule bestand, ist umstritten. Im Sommer 1942 wurden alle jüdischen Schulen in Berlin aufgelöst.

Dr. Lewinsohn, die höhere Schulbildung und die Sprachen

Im November 1936 begründet der Pädagoge Lewinsohn in einem Grundsatzartikel zur Schuleröffnung „Warum ‚höhere Schulbildung‘?“, welchen Stellenwert für ihn eine gründliche, auch philologische Ausbildung hat. Zwischen den Zeilen kann man Einblick in seine konkrete Lebenssituation, die eines mit 50 Jahren unverschuldet zwangspensionierten Akademikers, gewinnen, dessen Lebenslauf den eigenen Söhnen kaum mehr als Vorbild dienen kann. Nur wenige Selbstzeugnisse Lewinsohns sind nach 1933 überliefert, dieser Artikel ist, neben den Privatbriefen, das umfangreichste und interessanteste. Die Sachzwänge aller jüdischen Eltern lassen sich anhand der lebenspraktischen Schulfrage nachvollziehen. Hoffnungen auf ein trotz der Einschränkungen irgendwie normales Leben sind sichtbar, obwohl den Eltern klar zu sein schien, dass im Grunde nur noch die Auswanderung eine Perspektive bot.

Seine pädagogischen Ansichten, seine Sicht auf das Erlernen (moderner) Fremdsprachen usw. speisen sich auch aus seinen langjährigen beruflichen Erfahrungen auf dem Berlinischen Gymnasium zum Grauen Kloster. Ohne gründliche Grammatikkenntnisse sind für den Philologen Spracherwerb und -verständnis undenkbar. Bildung und Ausbildung ist und bleibt sinnvoll.

Dr. Lewinsohn führt im November 1936 aus: „Der Bildungsverein hat im vergangenen Monat eine Schule, die Reformgymnasialbildung vermitteln soll, ins Leben gerufen. Hat er recht damit getan?

Die Situation unserer Jugend selbst sowie das Streben nach möglicher ‚Normalisierung‘ des jüdischen Lebens und namentlich der Berufsgliederung innerhalb der jüdischen Gemeinschaft führte logischerweise dazu, daß die zuständigen Stellen bei der Betreuung des schulpflichtigen Nachwuchses zunächst und vor allem der Volksschule ihrer Aufmerksamkeit zuzuwenden hatten. Auch war es gewiss verfehlt, wenn früher die Neigung bestand, möglichst viele Kinder, auch wenn sie sich entschieden zu einem sogenannten praktischen Berufe eignen mochten, durch alle Klassen einer höheren Schule gehen zu lassen, um dann etwa das akademische Proletariat mit ihnen zu vermehren: Daß es nicht wünschenswert ist – selbst wenn diese Bahn nicht verschlossen wäre – , eine fehlgeleitete akademische Masse abermals zu züchten, darüber besteht volle Uebereinstimmung.

Allein es ist schon mehrfach bemerkt worden, wie falsch es sein würde, etwa sämtlichen Kindern ohne Rücksicht auf körperliche und seelische Eignung mit einer umgekehrten Einseitigkeit die Vorbildung einzig und allein zu Handarbeit und Landwirtschaft zu bieten. Nur wer diese neue Einseitigkeit wünscht, kann die Existenzberechtigung der höheren Schule für jüdische Kinder bestreiten.

Es wäre eine begreifliche, aber dennoch auf die Dauer unerträgliche Reaktion gegen die Folgen früherer Mißgriffe, wenn bei uns heute höhere Bildung allgemein niedrig im Kurs stünde. Begreiflich um der Bitterkeit willen, mit der zahlreiche, plötzlich existenzlos gewordene

Akademiker die Bilanz ihres Könnens und ihrer Verwendbarkeit in der Welt zogen; denn mancher kam vielleicht zu dem Ergebnis: all sein Fachwissen sei nun eine unnütze Belastung, und etwas mehr körperliche oder auch seelische Robustheit würde ihm nunmehr eher vom Fleck helfen als alle seine Bildung. Aber selbst wenn man davon absieht, daß eine solche immerhin sehr besondere und einmalige Situation kaum zur Basis für Dauer=Entschließungen taugt, so wird doch eine nähere Prüfung ergeben, daß selbst hier die durch die höhere Schule erworbene ‚Allgemein-Bildung‘ sich auf weitere Sicht bei den nötigen Umstellungen nicht etwa als schädlich, sondern zumeist als höchst wertvoll erweist, während es nur das Fachschul- bzw. das spezielle Hochschulwissen war, das in Einzelfällen als Ballast über Bord gehen mußte. Wahr ist es, daß dort, wo es auf Tatkraft ankommt, diese Eigenschaft durch Wissen nicht zu ersetzen ist. Völlig verfehlt aber wäre die Meinung, daß etwa der Besitz des Wissens als solcher Tatkraft vermindere. Schon ein flüchtiger Blick auf das, was die Absolventen höherer Schulen auch auf den außer=wissenschaftlichen Gebieten praktisch, technisch, unternehmerisch geleistet haben, dürfte uns eines besseren belehren. Auch in den U.S.A., der eigentlichen Domäne des *self-made man*, ist die Schaffung höherer Schulen nicht etwa vernachlässigt, vielmehr gerade in den letzten Jahrzehnten sehr gesteigert worden. – Nur in zwei Fällen ist die Gefahr gegeben, daß im Schüler das sogenannte ‚tote‘ Wissen gehäuft und dabei die Tatkraft und die Brauchbarkeit für den Kampf des Lebens nicht erhöht, sondern womöglich verringert wird: einmal wenn starke geistige Anforderungen, zumal in der Oberstufe, an solche Schüler gestellt werden, die ihrer Begabung nach hierfür ungeeignet sind; zweitens wenn die Methode des Unterrichts auf bloße Wissens=Uebermittlung zielt, statt auf Aktivierung der Seele und des Geistes. Nur das unorganisch aufgehäuften Wissen belastet, das lebendig erarbeitete und verarbeitete aber befreit und löst Kräfte aus.

Sind die zwei Voraussetzungen gegeben, daß wirklich dafür geeignete Schüler in die höhere Schule bzw. in ihr zur Oberstufe gelangen, daß andererseits die Methode des Unterrichts auf seeli-

sche und körperliche Entfaltung, kurz auf ‚Bildung‘ im WAHREN Sinne des Wortes gerichtet ist, dann können und werden die ‚aktuellen‘ Bedenken gegen eine höhere Schule verstummen.

Daß bei den gehobenen Positionen in den kaufmännischen und verwandten Berufen sich die Horizont-Erweiterung durch die höhere Schule tausendfach bewährt hat, wurde oben schon angedeutet. Daß ferner auch unsere jüdische Gemeinschaft nicht darauf verzichten kann, in einem gewissen Ausmaß Prediger, Lehrer, Männer der Heilkunst, des Ingenieurfachs und dergleichen auszubilden, wird kaum zu bezweifeln sein. Ohne die Jugendlichen lebensfremd machen oder sie in eine spintisierende, nur theoretische Einstellung hineinbringen zu wollen, wird es Sache einer höheren Schule sein, die dafür Geeigneten den besonderen Aufgaben wissenschaftlichen Arbeitens allmählich entgegenzuführen. Auch wird das Befreiende, das vom Geiste wahrer Wissenschaft ausstrahlen und sich dem Wesen ihrer Jünger mitteilen soll, am besten in den entscheidenden Jahren jugendlicher Entwicklung ihnen nahegebracht werden; es wird dazu helfen, Persönlichkeiten heran zu bilden, fähig zu rechter Ueberschau wie zu richtiger Selbsteinschätzung, gleich weit entfernt von törichter Arroganz wie falscher Demut.

Was insbesondere die Sprachen betrifft, so besteht über die Nützlichkeit ihrer Erlernung gerade in der besonderen Situation unserer jüdischen Jugend keine Meinungsverschiedenheit. Es fragt sich nur, ob bei raschen Lehrgängen, in Kursen, die neben dem eigentlichen Schulprogramm herlaufen, oder solchen, die erst nach Abschluß der Schullaufbahn beginnen, das gleiche Ziel erreicht werden kann wie im Sprachunterricht einer höheren Schule. Wenn hier, wie es bei der neuen Schule des Bildungsvereins der Fall ist, einer neueren Fremdsprache von Sexta an eine zentrale Stellung eingeräumt wird, so ist es für jedermann ersichtlich, daß hier in anderer Weise eine solide Grundlage für die Beherrschung der fremden Sprachen gelegt wird. Wenn es wahr ist, daß nicht bloß zum ‚Einleben‘, sondern auch zum FORTKOMMEN in der Fremde ein eigentliches VERSTEHEN der dortigen Mitmenschen gehört, ein Sichhineindenken in ihre besondere

Sinnesart, ihre Sitten und Anschauungen, so wird es mit ‚1000 Worten Englisch‘ oder mit einer äußerlichen Sprechfertigkeit auf engbegrenztem Konversationsgebiet gewiß nicht getan sein. Dagegen bietet der Unterricht in einer höheren Schule das, was jenes ‚Einfühlen‘ in die Weise eines fremden Landes ermöglicht: einmal wird das Verständnis für die feineren Eigentümlichkeiten in Stil, im Ausdruck in sprichwörtlichen Wendungen und dergleichen vermittelt, worin eben die ganze Mentalität des betreffenden Volkes sich charakteristisch kundgibt: zweitens wird der Zugang zur Literatur dieses Volkes erschlossen, und dabei ergibt sich in stetiger, organischer Arbeit ungezwungen die Vertiefung in das Leben, die Gewohnheiten und Einrichtungen, den Geist, der in den betreffenden Ländern waltet, in ihre Vergangenheit und Gegenwart. Es kommt hinzu, daß erst die feste grammatische Grundlage die nötige Sicherheit für richtiges, dem Ohr der Gebildeten in jenen Ländern erträgliches Sprechen gibt; ferner daß mit der Einsicht in den Bau der gründlich erlernten Sprachen auch das Verständnis für den Aufbau der anderen, mit ihnen verwandten Sprachen vermittelt und deren Aneignung weitgehend erleichtert wird.

Nicht Kleinmut und Skepsis tut not, sondern mutiger Glaube. Uns Juden aber ziemt namentlich auch der Glaube daran, daß die besondere Gabe, die in manche unserer Kinder gelegt ist, daß die Kraft zum Denken und Forschen nicht zum Fluch, sondern zum Segen ihnen gegeben ist. Sind doch eine Reihe von großen Leistungen – es sei nur an die Nobelpreisträger erinnert –, die nicht nur für den einzelnen und seine Umwelt, sondern für die Menschheit von gewaltiger Bedeutung wurden, auf keine andere Weise zu verwirklichen gewesen als durch eine systematische Ausbildung wissenschaftlicher Anlagen auf entsprechenden Bildungsanstalten.

Mit solchem Glauben befinden wir uns im Strom nicht nur allgemein-europäischer, sondern zugleich bester jüdischer Tradition. Wenn wir im übrigen unsere Kinder gern vor falschem Radikalismus schützen wollen, wenn wir eine Kulturlosigkeit abwehren wollen, die da glaubt, alle Brücken abbrechen zu können, und der vielleicht jüdische Jugend heute leicht ausgesetzt sein mag, so muß

auch Verständnis da sein für einen Bildungsgang, der durch Erkenntnis des Gewesenen und Gewordenen die Gegenwart und die Zukunft besser übersehen und gestalten lehrt. ‚Dem Bann der Tradition,‘ sagt P. Cauer wider die Gegner gründlicher Bildung, ‚verfällt niemand rettungsloser als wer sie dadurch abschütteln zu können glaubt, daß er sich nicht um sie kümmert.‘¹²

Seine Ausführungen zur jüdischen, höheren Schulbildung versuchen die Sondersituation in Deutschland nach 1933 und die Probleme der Reformgemeinde allgemein gültigen Werten gegenüberzustellen. Aber er war 1936 auch Vater eines 15- und eines 11-jährigen Sohnes, für deren Bildungswege er trotz allem Sorge tragen musste. Viele Jugendliche lehnten den Weg ihrer Eltern, deren Anpassung an die deutsche Umgebung nun ebenso wie die traditionellen (deutschen) Bildungswege ab; sie wandten sich religiös-zionistischen Kreisen und Jugendbünden zu. Der Lebensweg von Karl-Philipp Lewinsohn, der mit Hilfe der Jugend-Alija die Flucht nach Palästina wagte, zeigt das exemplarisch.

1937, ein Jahr nach seinem Grundsatzartikel, rezensiert Willi Lewinsohn das Buch „Gemeinschaftsarbeit der jüdischen Jugend“,¹³ einen Arbeitsbericht des Reichsausschusses der jüdischen Jugendverbände. Aus der Sicht des Vaters und Lehres, dem die „Sondersituation“ der jüdischen Jugend“ täglich vor Augen steht, urteilt er. Die „erzieherische Bedeutung der Jugendbünde“ verstärke sich, denn sie hätten „doch das Verdienst, einer überaus starken Bedrohung unserer Jugend mit Minderwertigkeitsgefühlen (und andererseits mit den dazugehörigen falschen Ausgleichsversuchen: Streberei, übertriebener Geltungsdrang, haltlose Unterwürfigkeit) wirksamer begegnen zu können, als es der Zuspruch der Erwachsenen und die Betreuung durch die Familie vermag“. Eigene Erfahrungen mit seinen Söhnen scheinen hier anzuklingen. Als Lehrer der Holdheim-Schule hebt er in der Rezension für das Reformgemeindeblatt hervor, dass das Buch zur komplizierten „Berufsfrage der jüdischen Jugend“ verschiedene Standpunkte wiedergäbe. So sei BRUNO SOMMERFELD berechtigt besorgt, „daß durch den verfrühten Einbruch des Wirtschafts-

denkens in die Mentalität des Jugendlichen eine zynische Gleichgültigkeit gegen die Pflege jedes nicht ‚praktisch‘ auswertbaren Bildungsgutes sich breit zu machen beginne“. PAUL EPPSTEIN plädiert für das „Gleichgewicht [...] zwischen dem Extrem reiner Bildungsfeindschaft, die sicher hinter dem Schlagwort ‚Intellektualisierung‘ verschandelt, und dem einer Bildungsüberbewertung, die mit dem Schreckbild einer ‚Fellachisierung‘“ arbeite. GEORG JOSEPH THAL breche über die heutige jüdische Schule, auch die rein zionistisch orientierte, den Stab, „weil deren ‚Übernahme der humanistischen Bildungsideale‘ den Jugendlichen dem Ideal der körperlichen Arbeit nicht nahzubringen vermöge“. Dieser These widersprach der humanistisch gebildete Altphilologe Lewinsohn, der 1936 an dieser Stelle den Wert der höheren Schulbildung verteidigt hatte: „Hieran ist höchstens soviel richtig, daß jede Schule ihren Zöglingen mit vitaler Notwendigkeit etwas von dem Milieu mitteilen wird, worin Lehrer und Schüler atmen; und beim besten Willen werden, wie es stets war, Stadtschulen vorzugsweise für die Stadt, Landschulen eher für das Land erziehen.“ Lewinsohns Sicht auf das Herkunfts- und Sozialmilieu der Lehrer und Schüler galt für das Graue Kloster und die Holdheim-Schule.

Viele Fragen bleiben hier unbeantwortet. Stolpersteine können Grabsteine nicht ersetzen. Aber sie werden an die Familie Lewinsohn in der Klosterstraße in Berlin-Mitte erinnern, und sie waren der Anlass, Leben und Wirken von Dr. Lewinsohn zu untersuchen und (auch hier) zu würdigen. Vielleicht ist dieser Altphilologen-Stein ein Stein des Anstoßes für andere, sich so der eigenen (Schul-) Geschichte zu nähern?

Anmerkungen:

- 1) Gluckstein, Fritz Paul: Geltungsjude. Counted as a Jew in Hitler's Berlin. Charleston, SC, 2010, S. 18ff. u. Brief von Dr. Gluckstein an S. Knackmuß, 25.4.2012. – Vgl. Meyhöfer, Rita: Gäste in Berlin? Jüdisches Schülerleben in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus. Berlin, 1996 [zugl. Diss. 1995].
- 2) Nakath, Monika: Nationalsozialistische Judenverfolgung in Brandenburg. Vertreibung und Ermordung. Materialsammlung für Lehrer und

Unterricht. Potsdam, 2012 (Einzerveröffentlichung des BLHA; XI) mit CD.

- 3) Auskunft von Frau Dr. Monika Nakath an S. Knackmuß, Briefe vom 29.3.2012 und 4.5.2012.
- 4) Frau Elfi Rudolph vom ITS sei für die kompetente Unterstützung gedankt, vgl. Fundstellen im Brief vom 22.2.2012. – Die ITS bietet Schülerarbeit und Lehrerfortbildungen an.
- 5) Jüdische Schulzeitung 1936, Nr. 9, S. 7.
- 6) Die vielfältigen Reformen, denen das deutsche Realgymnasium ausgesetzt war, nicht zuletzt im Hinblick auf den Anteil der Lateinstunden, erläutert Bölling, Rainer: Kleine Geschichte des Abiturs. Paderborn [u. a.], 2010.
- 7) Peyser, Alfred: Ansprache bei der Einweihung eigener Räume der Holdheim-Schule, in: Mitteilungen der jüdischen Reform-Gemeinde zu Berlin 20(1937), N. F., Nr. 11 (=Nov. 1937), S.106-107.
- 8) Mitteilungen der jüdischen Reform-Gemeinde zu Berlin 21(1938), N. F., Nr. 4, S. 35
- 9) Ofner, Curt: 1. Jahresbericht der jüdischen Privatschule des Bildungsvereins begründet von der Jüdischen Reformgemeinde zu Berlin C.V. Ostern 1937, in: Mitteilungen der jüdischen Reform-Gemeinde zu Berlin 20(1937), N. F., Nr. 3, S. 27.
- 10) Sein Sohn dazu Ofner, Peter: Kristallnacht – the turning point, in: We shall not forget! Memories of the Holocaust. Ed. Carole Garbuny Vogel with the assistance of The Sons and Daughters of the Holocaust Survivors Discussion Group. Lexington: Temple Isaiah, 1994, S. 122-124. – P. Ofner und R. Lynn besuchen den Temple Isaiah und kennen sich: sie wussten nicht, daß ihre Vorfahren als Kollegen an der Holdheim-Schule ab 1936 tätig waren, ein Erkenntnisgewinn für beide Familien. – Dr. Lewinsohn war, wie eine Nachfrage in der Gedenkstätte Sachsenhausen ergab, dort nicht inhaftiert.
- 11) Ofner, Curt: 1. Jahresbericht der jüdischen Privatschule des Bildungsvereins begründet von der Jüdischen Reformgemeinde zu Berlin C.V. Ostern 1937, in: Mitteilungen der jüdischen Reform-Gemeinde zu Berlin 20(1937), N. F., Nr. 3, S. 27.
- 12) Lewinsohn, Willi: Warum „höhere Schulbildung“?, in: Mitteilungen der jüdischen Reform-Gemeinde zu Berlin 19(1936), N. F., Nr. 11 (=15.11.1936), S. [113]-115.
- 13) Lewinsohn, Willi: Gemeinschaftsarbeit der jüdischen Jugend [Rez.], in: Mitteilungen der jüdischen Reform-Gemeinde zu Berlin 20(1937), N. F., Nr. 4 (=15.4.1937).

SUSANNE KNACKMUSS, Berlin